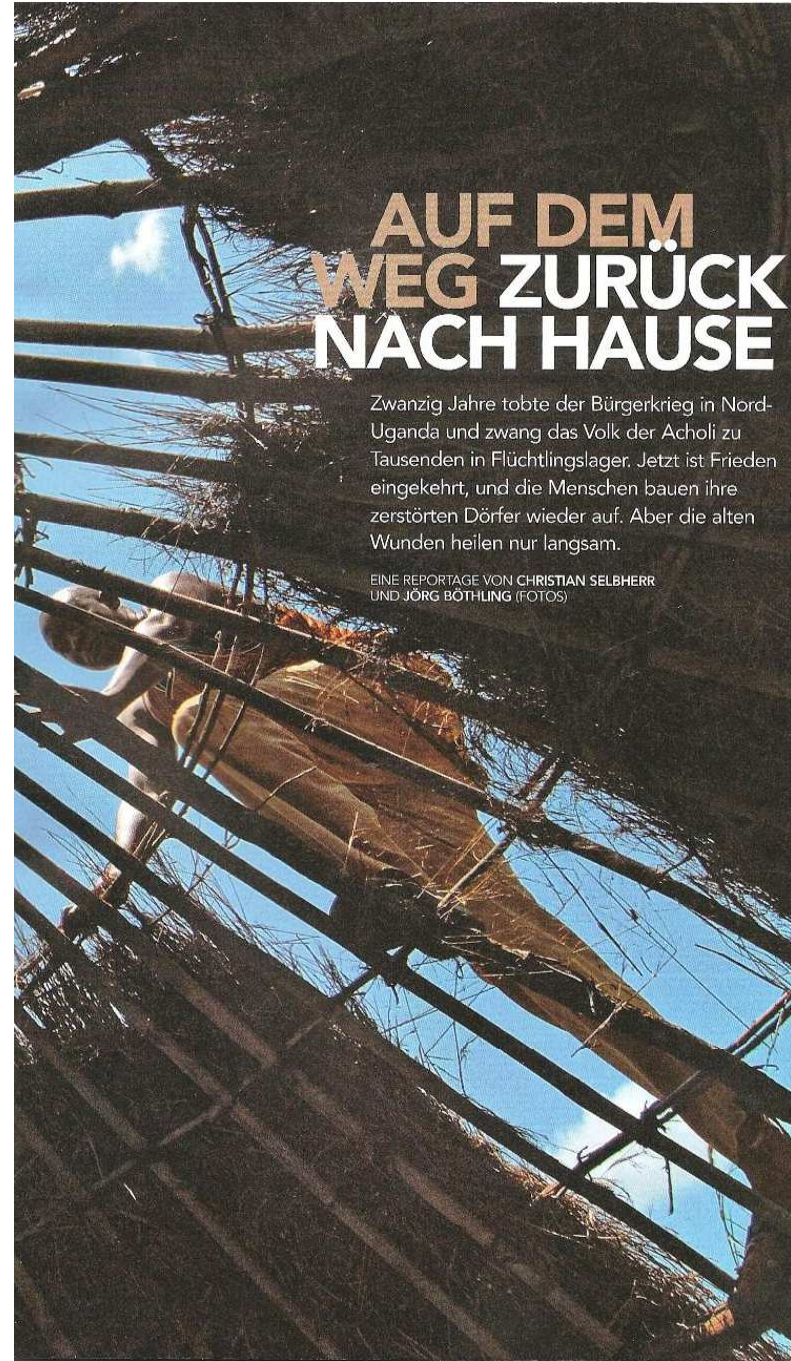


vor ort *uganda*

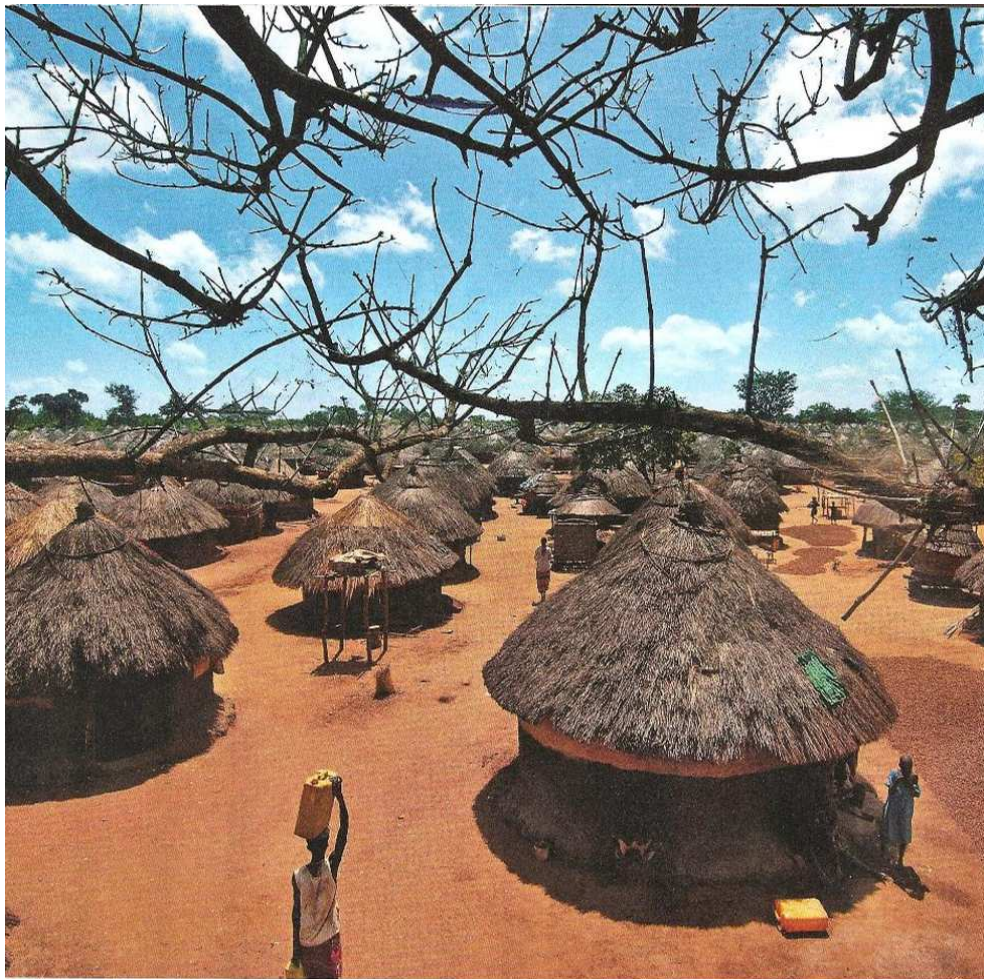
AUF DEM WEG ZURÜCK NACH HAUSE

Zwanzig Jahre tobte der Bürgerkrieg in Nord-Uganda und zwang das Volk der Acholi zu Tausenden in Flüchtlingslager. Jetzt ist Frieden eingekehrt, und die Menschen bauen ihre zerstörten Dörfer wieder auf. Aber die alten Wunden heilen nur langsam.

EINE REPORTAGE VON CHRISTIAN SELBHERR
UND JÖRG BÖTHLING (FOTOS)

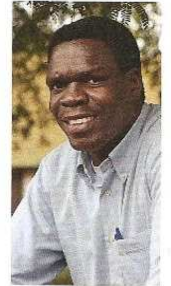


Ein Dachstuhl aus **Bambus**, gedeckt mit getrocknetem Gras aus der Savanne – so entsteht in wenigen Tagen ein Rundhaus in der typischen Architektur der Region. Dicht geflochtenes Gras wehrt Termiten ab, die braunen Lehmziegel kühlen das Innere des Hauses.



vor ort *uganda*

DIE REBELLEN HABEN VIELES ZERSTÖRT. DEN ZARTEN FRIEDEN WOLLEN SICH DIE MENSCHEN NICHT MEHR SO EINFACH NEHMEN LASSEN.



P. Isaak Adaku, 34
 „Die Menschen hier zweifeln an ihrem Gott – warum hat er das zugelassen? Aber wenigstens sind sie noch am Leben, viele andere nicht.“

Auf seinem Weg überholt er viele Fußgänger. Es scheint, als sei das gesamte Land der Acholi in Nord-Uganda in Bewegung. Kilometerweit wandern die Menschen über rote Sandstraßen, in die eine wie die andere Richtung. Nach über zwanzig Jahren Krieg, nach jahrelangem Dasein im Flüchtlingslager, haben die wenigsten schon eine feste Bleibe gefunden. Die Camps, in denen noch vor kurzem bis zu zehntausend Menschen auf engstem Raum lebten, sollen bald verschwinden. Aber die alten Dörfer sind zerstört, der Wiederaufbau braucht Zeit. Und die Menschen müssen mit ihren Erinnerungen fertig werden. Jeder kennt hier die Geschichten des Krieges, die von Überfällen, Entführung, Vergewaltigung und Mord erzählen. „Die Menschen hier zweifeln an ihrem Gott. Sie fragen: Warum hat er das alles zugelassen?“, sagt Pater Isaak Adaku, der Leiter der Missionsstation in Kitgum. Er und seine Mitbrüder versuchen, den Flüchtlingen Mut zu machen. Sie sagen: „Wenigstens seid ihr noch am Leben, viele andere nicht“ und ermuntern sie zum Neuanfang.



>> Die Strecke zwischen dem alten und dem neuen Leben legt Charles Olok meist mit seinem Fahrrad zurück. Zwei Stunden dauert es vom Flüchtlingslager Labuje bis nach Orima. So heißt sein Dorf, aus dem er kommt, und aus dem Charles vor Jahren floh, als nachts die LRA-Rebellen kamen. Und Orima ist auch der Ort, in dem der 31-Jährige bald wieder zu Hause sein möchte.

Wie giftige Pilze: In manchen Lagern lebten mehr als zehntausend Menschen auf engstem Raum. Ausländische Hilfe hat eine provisorische Wasserversorgung geschaffen (r.), während die UNO die wichtigsten Grundnahrungsmittel ins Land bringt (g. r.).



Männersache: Überall im Acholi-Land entstehen neue Ruridhäuser mit Grasdach (o.). Auf den Märkten gibt es wieder Erdnüsse aus eigenem Anbau (l.). Aber auch Teile der UN-Hilfslieferungen werden hier verkauft – ein Problem, denn so bekommen einheimische Bauern harte Konkurrenz.



Junge Frauen, deren Männer nicht mehr leben, haben niemand, der ihnen ein Haus baut. Also müssen sie noch im Lager bleiben.

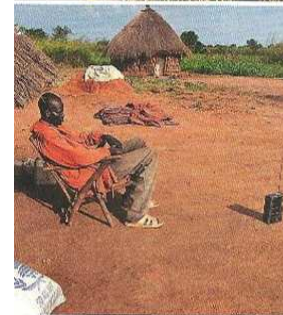
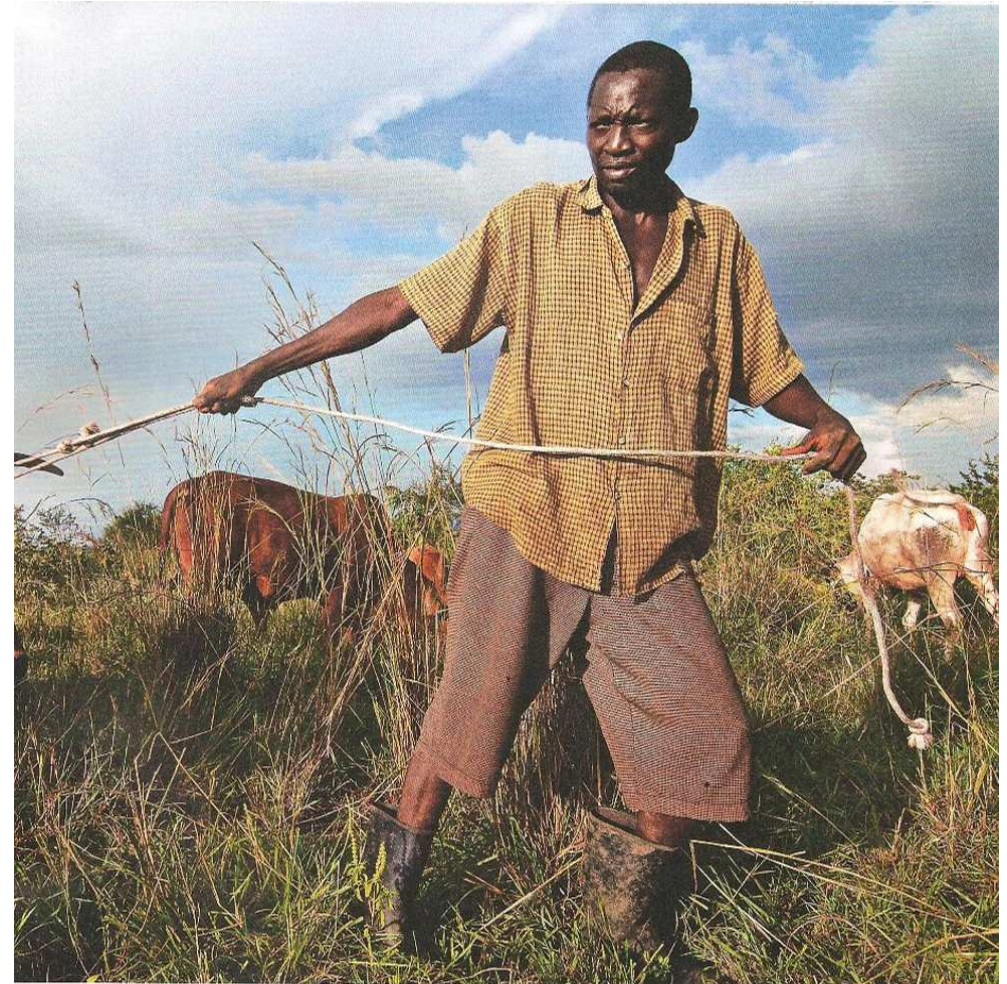
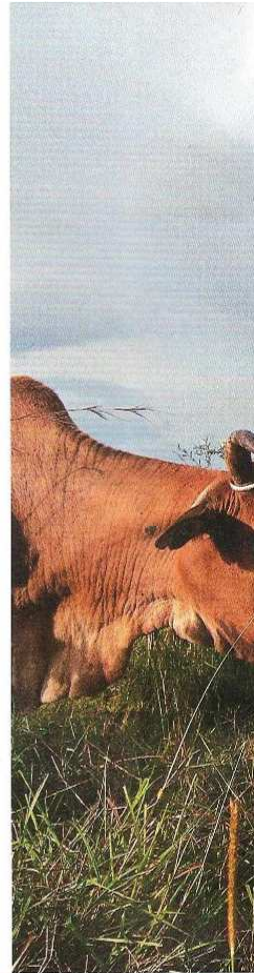
sagt er. „Aber das zweite macht mir Sorgen.“ Um vieles muss er sich kümmern. Seine Mutter zum Beispiel. „Auch sie will zurück nach Hause“, sagt Charles. Aber das Land reicht nicht und die Pacht ist noch zu teuer. „Ich kämpfe und kämpfe. Jeden Tag“, sagt Charles.

Andere haben dagegen resigniert; sie spüren keinen Antrieb mehr, sich auf den Heimweg zu machen. Alkohol und Gewalt sind in den Lagern allgegenwärtig. Junge Menschen, die nichts anderes kennen als das harte Leben im Lager, haben sich ans Dasein hier gewöhnt. Andere würden gerne weggehen, aber sie können nicht. „Mein Mann lebt nicht mehr“, sagt die junge Witwe Kristina Achira.

DAS ACKERLAND IST SO FRUCHTBAR, DASS KEINER HUNGER LEIDEN MÜSSTE. ABER DIE FELDARBEIT BLEIBT MÜHSAM.

„Deshalb muss ich im Lager bleiben.“ In der Kultur der Acholi ist Häuserbau Männersache – Frauen, die keinen Mann haben, und auch sonst keine Familie, haben niemanden, der ein Haus für sie baut. So bleibt Kristina vorläufig in Labuje. Regelmäßig treffen die Lieferungen der UNO ein. Sie stellt sich mit vielen hundert anderen an, wartet, bis sie aufgerufen wird, lässt sich die Bezugskarte stempeln und schleppt einen Sack Mais oder einige Dosen Speiseöl mit sich. Ein Vorwurf lautet, die einst stolzen Acholi hätten sich in Bettler verwandelt, abhängig von fremder Hilfe, ohne eigene Kraft.

Tatsächlich ist ja die Feldarbeit mühsam und das Leben in den verstreut liegenden Dörfern manchmal einsam. Treffen mit Nachbarn und Freunden, Spiele der Kinder, gemeinsame Feste, Gottesdienste – so vieles, was ein intaktes Dorfleben ausmacht, ist im Krieg verloren gegangen. Das bereitet Kir-

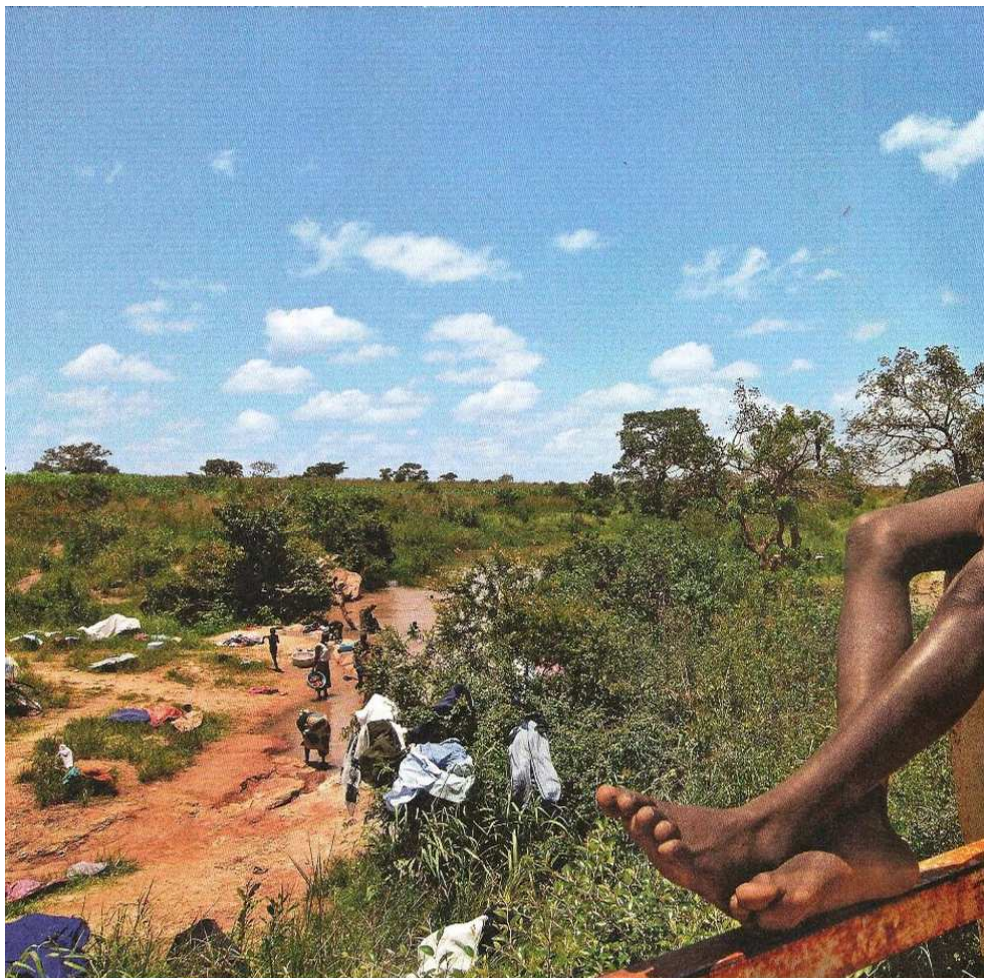


Alfred Pacuto kann sich eine kleine Kuhherde leisten (o.). Anderswo flechten Männer einen Lebensmittelspeicher (r.). Sie hoffen, ihn bald füllen zu können. Ihr Nachbar Franko Onek hat einen Sack Mais von der UNO nach Hause gebracht. Sein Radio liefert ihm Nachrichten aus dem Rest der Welt (l.).



Nachbarn treffen sich und besprechen die neuesten Anbaumöglichkeiten (o.). Seit Jahren steht die erste Erdnussernte im Feld (r.). Nach der Flucht blieb oft nicht mehr als ein paar Töpfe, Schüsseln, Taschen – und ein Fahrrad für die weiten Wege zwischen Lager und Heimatdorf (g. r.).





vor ort *uganda*

**MANCHE SAGEN:
„AUS DEN ACHOLI
SIND BETTLER
GEWORDEN. SIE
HABEN SICH ZU
SEHR AN FREMDE
HILFE GEWÖHNT.“**

chenleuten wie Pater Isaak die größte Sorge. „Die Infrastruktur wird bald wieder aufgebaut sein. Aber bis die moralischen und psychischen Schäden behoben sind, dauert es noch eine ganze Generation“, fürchten sie. Ihre Hoffnungen ruhen auf Menschen wie Charles Olok, der sein Leben mutig in die Hand genommen hat und andere anspornt, es ihm gleich zu tun: „Wir sind jetzt an der Reihe. Es liegt an uns. Nicht an der Regierung oder sonst irgendwem.“

Draußen, in den Dörfern beginnt das neue Leben. Wie bei der Familie von Alfred Pacuto. Auf der Flucht verschlug es ihn in die südlich gelegene Stadt Lira. Dort fand er Arbeit in einer Baumwollfabrik. Aber am Ende ging die Spinnerei in Konkurs, der chinesische Eigentümer verschwand, ohne den Arbeitern ihren Lohn bezahlt zu haben. Jetzt wohnt Alfred mit seiner Familie wieder zu Hause auf seinem alten Grund und Boden. Die Ruine eines zerstörten Speichers, in dem Tabakblätter getrocknet wurden, erinnert an schlimme Zeiten. Inzwischen hat sich der 32-Jährige zwei neue Häuser gebaut,

dazu einen Vorratsspeicher. „Wir sind frei“, sagt er. So frei, dass er nach hartem Tagwerk den Feierabend genießt und mit Nachbarn zusammensitzt. Sie teilen sich ein selbstgebrautes Bier und unterhalten sich. Wie mag das Wetter werden, wie wird die Ernte aussehen?

Denn bald ist Erntezeit. Zum ersten Mal seit vielen Jahre steht das Maniok wieder auf dem Feld. Wenn alles gut geht, wird Alfreds Familie für sich selbst sorgen können. „Essen ist nicht mehr die Sorge Nummer eins“, sagt Alfred.



Scovia Acayo, 28
Ihre jüngste Tochter Gloria ist erst vor zwei Tagen zur Welt gekommen. Ein neues, kleines Leben hat begonnen.



Hunger ist nicht mehr das Problem Nummer eins, sagen die Menschen hier. Aber immer noch ist die Krankenstation des Josephs-Hospital voller unterernährter Kinder (l.). Sie stammen vor allem aus Familien, die noch in Lagern leben. Bis die Setzlinge Früchte tragen, dauert es seine Zeit (r.).



Die kleinen Dörfern liegen weit entfernt im Busch. Weil der Krieg viele ausländische Helfer hierher gebracht hat, gibt es in der Nähe der Lager sauberes Trinkwasser und einige Krankenstationen. Heimkehrer wie Charles Olok (l., mit P. Isaak Adaku) pendeln deshalb noch regelmäßig hin und her.

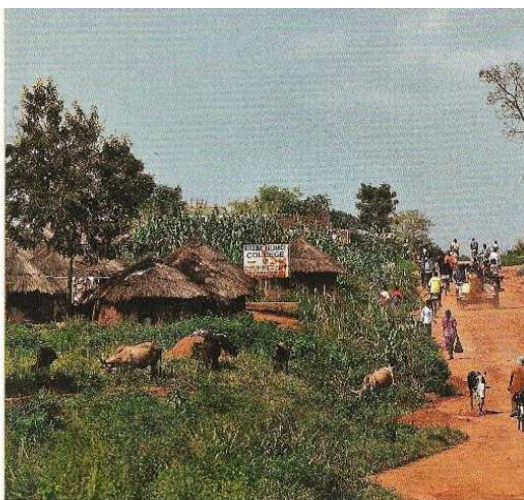


Charles Olok, 31
„Jetzt sind wir an der Reihe. Es liegt an uns. Nicht an der Regierung oder sonst irgendwem.“

OB DIE REBELLEN WIEDERKOMMEN? „DAS WERDEN SIE NICHT“, SAGT ALFRED. „WENN, DANN SIND WIR VORBEREITET.“

„Jetzt müssen wir sehen, dass wir genug Geld verdienen.“ Sie werden einen Teil der Ernte auf dem Markt anbieten. In der Trockenzeit will Alfred Lehmziegel brennen und verkaufen. Er rechnet fest damit, dass immer mehr Nachbarn ihm folgen und sich Häuser bauen.

Als er seine Kühe vom Feld treibt, blickt Alfred auf das weite, hügelige Land. Grün ist es jetzt zur Regenzeit, der rote Sand gibt ihm zusätzliche Tupfer. In der Ferne hat der Fluss Aringa ein Tal gegraben. Auf der anderen Seite liegt



der Sudan. Irgendwo dorthin müssen sich die LRA-Rebellen zurückgezogen haben. „Zurückkommen, das werden sie nicht“, glaubt Pacuto. „Und wenn, dann sind wir vorbereitet.“ Auch in dieser Gegend haben jetzt alle ein Mobiltelefon, da könnte man sich schnell verständigen. „Glauben Sie mir“, sagt Alfred, „wir wissen schon, wie wir mit denen umgehen müssen.“ Den zarten Frieden wollen sie hier nicht so einfach wieder loslassen.

Charles Olok hat das Lager Labuje erreicht. Dort wartet seine Frau Scovia mit der jüngsten Tochter Gloria. Zwei Tage ist das Mädchen erst alt. Die Eltern wiegen ihr Baby in den Armen. Ein neues, kleines Leben hat begonnen. Ein neues Leben, für eine neue Zeit. <<

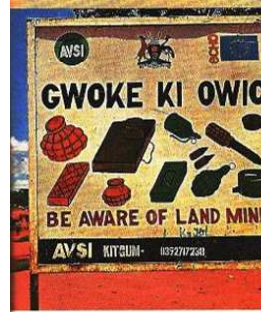


Eine neue Generation wächst heran. Die Kinder sollen in den Schulen von Kitgum lernen, ihre Zukunft zu gestalten (l.). Ihre Eltern haben ihnen in den Lagern nur selten ein intaktes Familienleben bieten können (o.). Auch aus Angst vor Landminen wagen sich nicht alle auf den Weg nach Hause (r.).



uganda

Er gilt als einer der grausamsten und zugleich rätselhaftesten Milizenführer Afrikas: Joseph Kony aus Uganda. Seit 1986 verwickelte er den Norden des ostafrikanischen Landes immer wieder in kriegerische Auseinandersetzungen. Kony glaubt sich von Gott zum Herrscher berufen. Mit seiner „Lord's Resistance Army“, der so genannten „Widerstand-armee des Herrn“, treibt er sein Unwesen. Jahrelang zogen sie durch den ugandischen Busch, schlichen sich nachts an die verstreut liegenden Dörfer heran und überfielen deren

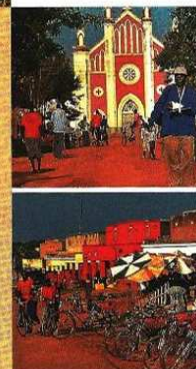


Bewohner im Schlaf. Die Milizen stahlen Lebensmittel, um sich selbst zu versorgen, töteten Männer, Frauen und Kinder und entführten Jugendliche, die sie als Soldaten zwangsrekrutierten. Auf der anderen Seite steht General Yoweri Museveni und die Bewegung „National Resistance Movement“. Seit 1986 ist Museveni Staatspräsident von Uganda. Als solcher brachte er einige demokratische Reformen auf den Weg und erwarb sich Verdienste im Kampf gegen die Ausbreitung von HIV/Aids. Je länger jedoch der Konflikt in Nord-Uganda schwelte, desto größer wurden auch die Fragezeichen hinter Musevenis Namen. Manche Beobachter werfen ihm vor, den Bürgerkrieg absichtlich nicht früher beendet zu haben. Museveni benutze die Bedrohung durch Kony's LRA nur als Vorwand, um mit ausländischen Hilfsgeldern seine eigene Armee aufzurüsten, heißt es. Immerhin ruhen seit einiger Zeit die Waffen. Im April 2008 handelten die verfeindeten Parteien in der sudanesischen Stadt Juba sogar einen provisorischen Friedensschluss aus. Doch entgegen früherer Beteuerungen ignorierte Joseph Kony das Abkommen und erschien nicht zu dessen Unterzeichnung. Stattdessen zog sich seine LRA aus Uganda zurück und bedroht nun die Menschen im Sudan und im Kongo auf ähnliche Weise. In den dichten Wäldern der Region sind die nur etwa 1000 LRA-Mitglieder kaum aufzuspüren.



missio hilfe

Seit Jahren bemüht sich die katholische Kirche darum, den Menschen in Nord-Uganda zu helfen. Der Comboni-Missionar Pater Josef Gerner blieb auch in der Missionsstation von Kitgum, als nach und nach 13 seiner Mitbrüder ihr Leben verloren hatten. Bei den Friedensverhandlungen von Juba spielte John Baptist Odama, der Bischof der Erzdiözese Gulu, eine aktive Rolle. „Wenn sich die Elefanten streiten, dann leidet das Gras“, ist ein Wahlspruch von ihm. Es seien immer die einfachen Leute, die in Zeiten des Krieges am dringendsten Hilfe bräuchten. missio unterstützt den Wiederaufbau vor allem durch die Ausbildung von Seminaristen, Ordensleuten und Katechisten. Diese wiederum gehen in Dörfer und Flüchtlingslager, in Schulen und Krankenhäuser und stehen den Menschen im Alltag bei.



Eine Region, die dauernd in Bewegung scheint: Straßenszenen vor der katholischen Kirche von Kitgum (o.) und aus dem Zentrum der kleinen Stadt (Bild darunter).



Karte: Misereor/Deift